

Aalener Jahrbuch 1992

Herausgegeben vom Geschichts-
und Altertumsverein Aalen e.V.

Bearbeitet von Karlheinz Bauer

Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen

Advents- und Weihnachtsbräuche

Karlheinz Bauer

Unter einem Brauch versteht man ein Verhalten, das von der Sitte gefordert, sozial bestimmt und bei gewissen Anlässen traditionell geübt wird.¹ Ein Brauch ist also etwas bewußt Gepflegtes, das durch altes Herkommen geheiligt, jedenfalls verpflichtend ist und dem menschlichen Leben bereichernde Akzente verleiht. Die meisten Bräuche sind uralt und beruhen auf dem Volksglauben; dieser ist vor allem durch ein enges Verhältnis zum Übernatürlichen charakterisiert, zu Göttern, Dämonen, Kräften und Mächten. Wichtig für das Brauchtum ist die Tradition (sie gibt dem Brauch Legitimation und Weihe), die sich ständig erneuernde Wiederholung (durch sie wird das Traditionelle immer wieder vergegenwärtigt) und die Stilisierung (der Vollzug einer erstarrten chiffrenhaften Formel).

Seine Ordnung findet das Brauchtum im Ablauf der Zeit, und zwar im Jahreslauf. Das Leben unserer Vorfahren war bestimmt durch den Rhythmus der Natur und – fast damit identisch – vom Rhythmus der kirchlichen Feste. Es war eine heile Welt, die der Mensch darin erlebte, eine Welt von scheinbar unverbrüchlicher Ordnung, bestimmt durch den Wandel der Jahreszeiten, durch Saat und Ernte, Geburt und Tod, zunächst die Auferstehung an Ostern mit beginnender Feldarbeit, dann das Totengedenken im Novembernebel mit wiederbestelltem oder auch brachliegendem Feld. Der Tod war wie die Nacht und der Winter mit einbezogen in den bäuerlichen Jahreskreis. Gerade diese Zeit des Absterbens der Natur, des Dunkels, des Frostes und der Stürme rief ein besonders reiches und vielgestaltiges Brauchtum hervor. Vor allem aber rankten sich diese Bräuche um das große Fest des Lichtes mit den zwölf heiligen Nächten, um Weihnachten.

Weihnachten selbst bereitet sich lange vor. Mit dem Allerseelentag (2. November) ist jenes Todesdunkel erreicht, aus dem sich der Mensch wieder nach Licht sehnt. Tatsächlich – bis weit in den November, bis Martini (11. November), wirft das Fest der Feste seinen hellen Schein voraus. Stufe um Stufe steigert sich dann der Festkreis und erst an Mariä Lichtmeß (2. Februar) findet die Weihnachtszeit ihren eigentlichen Abschluß. Die Advents- und Weihnachtsbräuche erstrecken sich somit über einen langen Zeitraum.

Man könnte nun einen Kalender zur Hand nehmen und in zeitlicher Reihenfolge die einzelnen Bräuche durchgehen. Im folgenden sollen aber die Bräuche nach ihrem Alter betrachtet werden, zumal die einzelnen Advents- und Weihnachtsbräuche ein sehr

unterschiedliches Alter aufweisen. Viele reichen in graue germanische Vorzeit zurück, manche sind erstaunlich jungen Datums.

Beim Weihnachtsthema „Christ ist geboren“ denkt jeder an das christlichste aller Ereignisse – die Geburt des Gottessohnes. Doch hinter dem weihnachtlichen Festkreis und damit hinter den meisten Advents- und Weihnachtsbräuchen steht vorchristlich-heidnisches Ideengut. Zentrales Ereignis war für die alten Völker stets die Wintersonnenwende. Der Zeitpunkt der längsten Nacht des Jahres (21./22. Dezember) weckt die Hoffnung auf das Wiedererscheinen des Lichtes. Diese Erwartung war besonders für die nordischen Völker wichtig, erlebten sie doch den größten Teil des Jahres in eisigem Frost und nächtigem Dunkel. Sie begingen die Wintersonnenwende mit einem großen Lichtfest, dem Julfest, bei dem Lichtkulte, Beschenken, Schmausereien und Opfer eine Rolle spielten. Die Dunkelheit, welche dieses Fest begleitet, nährte früh den Glauben an das Umgehen und die verstärkte Wirksamkeit guter und böser Geister. Es war deshalb notwendig, allerlei Segenssprüche und -handlungen zu verbreiten, um diesen Gefahren zu begegnen.

Belohnende und bestrafende Gestalten

Zu den am weitesten verbreiteten und lebendigsten vorweihnachtlichen Bräuchen gehört das Auftreten verschiedener belohnender und bestrafender Gestalten. Ihr jeweiliger Bedeutungsinhalt ist äußerst komplex und reicht vom würdevollen, gütigen Heiligen bis zum verummten, polternden und angsteinflößenden Unhold. Auch die Tage des Auftritts dieser Gestalten sind bzw. waren ursprünglich recht unterschiedlich.

An Martini (11. November) tritt der „Pelzmärte“ (Martin im Pelz) oder „Schellenmärte“ auf, gekleidet in Pelz oder grobes graues Tuch, mit Schellenriemen um den Hals und einer Rute in der Hand. Er kommt abends in die Häuser und beschenkt die folgsamen Kinder mit Nüssen und Gebäck.

Am Nikolaustag (6. Dezember) erscheint der „Klos“ (Nikolaus), meist als Schreckfigur zugerichtet, in Pelz oder grober Kleidung, mit Schellenriemen und Rute. Wie Martin wendet sich auch der Nikolaus an die Kinder. Er fragt allgemein nach ihrem Verhalten, ob sie brav und folgsam sind, lernen und beten, läßt sie ihre Sprüche und Gebete aufsagen, beschenkt mit Äpfeln, Nüssen und Gebäck oder bestraft mit der Rute. Er führt einen Sack mit sich, einerseits für die Geschenke, andererseits um unartige Kinder mitzunehmen. Für Kinder ist der Nikolaustag immer ein Freuden- und Angsttag zugleich.

Eine Variante dieses Brauches besteht darin, daß die Kinder am Nikolausmorgen reichliche Geschenke vorfinden, die ihnen der „Klos“ in der Nacht, während sie schliefen, gebracht hat. Dazu richten sie schon am Vorabend Schüsseln her oder stellen ihre Schuhe bzw. Stiefel vor die Türe oder vor das Fenster.



Weihnachtsmann. Postkarte um 1900.

Sofern der Nikolaus als Schreckgestalt auftritt, trägt er zugleich gute und böse Züge, weil er sowohl beschenkt als auch bestraft. Häufig tritt er in zwei Gestalten auf. Der „gute“ Nikolaus spielt deutlich auf den bekannten Volksheiligen Bischof Nikolaus von Myra in Kleinasien an. Er ist bekleidet mit weißem oder rotem Gewand, Mitra und Krummstab; nie fehlt ihm der wallende weiße Vollbart. Ihn begleitet der „böse“ Knecht Ruprecht, lumpig und phantastisch anzusehen, mit Schelle und Rute. Beide Figuren sind Respektspersonen; sie erwarten tadellose Führung und Leistung und bemessen danach Lohn und Strafe.

Weithin haben sich die Gestalten von Martin und Nikolaus so weit vermischt, daß in katholischen Orten mehr der hl. Nikolaus, in evangelischen Orten mehr der „Pelzmärte“ oder „Schellenmärte“ auftritt. Hat unter dem Einfluß des Christentums der Volksheilige eine gewisse Aufwertung erfahren, so läßt ihn eine immer rascher fortschreitende Säkularisierung zur farblosen Witzfigur des „Weihnachtsmannes“ verkommen. Stets aber liegen all den verschiedenartigen Gestalten mit ihren unterschiedlichsten Benennungen keine leeren Masken, sondern verblaßte oder abgewandelte Zeugen eines älteren, noch heidnischen Volksglaubens zugrunde.²

Beschenken und Bescheren

Am Martins- wie am Nikolaustag (11. November bzw. 6. Dezember) steht das Beschenken der Kinder, aber auch der Erwachsenen, im Vordergrund. Mit spärlicheren Zügen geht der Allerseelentag (2. November) voran. An diesem Tag läßt der Volksglaube die Seelen der Verstorbenen sich regen. Im Zusammenhang mit dieser Vorstellung erhalten die Kinder Backwerk geschenkt, sogenannte „Seelenwecken“ oder „Seelen“, damit sie fleißig für die abgestorbenen Seelen beten.³

Zu den bekanntesten Bräuchen in der Vorweihnachtszeit gehören die verschiedenen Formen des Geschenkeheischens. Die letzten drei Donnerstage vor Weihnachten sind die Zeit der „Anklopfet“, in manchen Gegenden auch „Einreiche“ oder „Klopferlesnäch“ genannt. Die Kinder ziehen dabei in der Abenddämmerung von Haus zu Haus, klopfen an die Türen und bitten um Gaben. Sie tun das mit allerlei Sprüchen, z.B. „Anklopfet, Hämmerle, 's Brot leit em Kämmerle, Äpfel raus, Bira raus, oder i gang en a anders Haus.“ Oder „Klopfa, klopfa, Hämmerle, 's Brot leit em Kämmerle, 's Messer leit daneba, willst mir a Stück geba, Äpfel raus, Bira raus, na gang i wieder en a anders Haus.“ Oder „Die Rosen, die Rosen, die wachsen an eim Stengel; der Herr ist schön, der Herr ist schön, die Frau ist wie ein Engel.“ Oder: „Zwei Röselein, zwei Röselein, die wachsen an einem Stengel, der Herr ist schön, die Frau ist schön, die Kinder sind wie Engel.“ Oder „Drei Rosen, drei Rosen, die wachsen auf eim Stock; der Herr ist schön, der Herr ist schön, die Frau ist wie a Dock [Puppe].“ Ein anderer Spruch, bereits mit Beziehung auf den nahenden Jahreswechsel, heißt: „Guat's Johr, guat's Johr,

daß 's Kora guat g'rot.“ Daraufhin bekommen die Kinder Geld, Äpfel, Nüsse, Springerle, Lebkuchen oder andere Backwaren.

Dieser Brauch artete früher häufig zu einer allgemeinen Bettelei aus, an der sich auch Kinder und Erwachsene aus anderen Gemeinden beteiligten. Besonders lästig wurde die „Anklopfet“, wenn sie die ganze Woche vor Weihnachten anhielt. Immer wieder versuchten die Magistrate, diesen Brauch auf einen Tag zu beschränken oder ganz zu verbieten. Später wurde der Brauch des Anklopfens, vor allem unter kirchlichem Einfluß, umgedeutet und als Ansingbrauch stärker auf das Weihnachtsfest hin bezogen (Weihnachtssingen). Dabei finden die Kinder ebenfalls Gelegenheit, Geschenke einzuheimsen.⁴

Das Austauschen von Geschenken erreicht seinen Höhepunkt an Weihnachten selbst, und zwar bei der Bescherung am Heiligen Abend (24. Dezember). Diese vorabendliche Beschenkung zeigt eine auffallende Parallele zum Brauch am Nikolausabend. Wieder tritt eine gabenspendende Gestalt auf, das Christkind. Es ist sehr zweifelhaft, ob das „Christkindle“ ursprünglich identisch war mit dem biblischen Jesuskind. Ein Vergleich des weihnachtlichen Brauchtums verschiedener regionaler Traditionen zeigt vielmehr, daß – wie zu Nikolaus – auch die Gestalten des Gabenbringers zu Weihnachten keineswegs einheitlich sind. Besonders in den nordischen Ländern hat sich die Erinnerung an germanische Brauchformen viel stärker erhalten als bei uns. Neben den Lichtgestalten stehen dort noch deutlich die dunklen dämonischen Kräfte. Mehr noch als zu Nikolaus machen sich zur Zeit der Mittwintertage die dämonischen Erscheinungen geltend; sie verdrängen oft ganz die Engel und das Christkind. Selbst bei uns stellt man sich die heimliche, nächtliche Figur des Christkinds, welche am Heiligen Abend die Bescherung bereitet, eher weiblich und engelhaft vor. In dieser Aufmachung (und nicht als Neugeborenes) zeigt sich das Christkind in vielen Landschaften, inzwischen auch auf unseren Weihnachtsmärkten. Ein Vergleich mit der Gabenbringerin Luzia liegt nahe, die mit einer Lichterkrone auf dem Kopf besonders im Norden schon am 13. Dezember erscheint. Ihr Kommen ist ebenfalls mit Geschenken und Schmausereien verbunden. Als unberechenbare, ja schreckliche „Lutzelfrau“ trägt sie aber auch ambivalente Züge, was eine Abkunft dieser Gestalt aus heidnisch-mythologischem Volksglauben erklärt.⁵

Schmausereien

Was wären Feste und Festzeiten ohne die Vorsorge für das leibliche Wohl? Das Verpeisen der Martinsgans ist vermutlich der Rest eines altgermanischen Erntefestes. Nach dem Eintreiben des Viehs vor dem Winteranfang mußten die überschüssigen Bestände aus Futtermangel geschlachtet werden. Mitte November fanden die großen Opferfeste und üppigen Gelage statt, zu denen auch das Gänseessen gehörte.

Später hat man es dann auf den nächsten kirchlichen Feiertag (Martini) verlegt. Das Martinsfest (11. November) ist zugleich ein alter Zins- und Abgabetermin, der Tag der „Zeisle und Gaisle“ (der Zinsen und Gänse). Gänse gehörten zur Zeit der Naturalwirtschaft zu den üblichen Zahlungsmitteln. Der Festschmaus zu Martini verlagerte sich im Laufe der Zeit; aus der Martinsgans wurde der wohl beliebteste Weihnachtsbraten.⁶

In der vorweihnachtlichen Zeit strömt köstliches Gebäck seinen Wohlgeruch aus. Nirgends auf der Welt wird die Weihnachtsbäckerei so liebevoll und ausgiebig betrieben wie im Schwabenland. Was in den Wochen vor Weihnachten an Kleinbackwerk erzeugt wird, grenzt ans Unglaubliche. Was gibt es doch da für gute Dinge: Butter-S und Ausstecher, Lebkuchen, Zimtsterne, Haselnußbrötle, Mandelmakronen, Bären-tätzle, Himbeerbrötle. Weitergerühmt sind die Springerle aus Mehl, Eiern, Zucker und Anis, deren Oberseiten allerlei Reliefgestalten zieren und die teilweise sogar bemalt werden. Es ist der Stolz jeder Hausfrau, möglichst viele und hübsche Springerlesmodel zu besitzen. Die Holzmodel vererben sich durch Generationen in den Familien weiter. Springerle sind seit dem 17. Jahrhundert üblich; ihr Name dürfte auf die Reitergestalten hinweisen, die sich seit der Renaissancezeit besonderer Vorliebe erfreuten. Die Rezepte für die vielfältige Weihnachtsbäckerei sind seit vielen hundert Jahren gleich geblieben. Auffallend ist die Vorliebe für Kakao, Zimt, Vanille, Mandeln, Zitrusfrüchte und Rosinen. Dies läßt auf eine frühe Entstehungszeit der Rezepte schließen, seit nämlich die Schiffe aus den fernen Ländern jenseits der Meere Gewürze und andere Kostbarkeiten beibrachten und solche fremdländischen Leckereien auch in unseren Landschaften Eingang fanden. Das Backen der Gutsle, Brötle oder Plätzle, wie das weihnachtliche Kleingebäck im Volksmund genannt wird, kostet die Hausfrauen viel Zeit und Mühe. Bis zum Fest sind ganze Körbe oder Dosen voll von den vielen Arten, und bunt gefüllte Teller kommen auf den Gabentisch.

Auch die Weihnachtsbäckerei ist heidnischen Ursprungs. Die Gebildbrote waren zum großen Teil Opfer, mit denen man vornehmlich die toten Seelen und deren Geister versöhnen und durch Teilnahme am Mahl der Lebenden gewinnen wollte. Außerdem stellten sie Glücks- und Fruchtbarkeitssymbole dar, wie sie schon in germanischer Zeit um die Wintersonnenwende üblich waren.⁷

Über die Feiertage wird kein Schwarzbrot gegessen. Es wird durch Schnitzbrot oder Hutzelbrot ersetzt, ein Brot, das mit Früchten durchsetzt ist und vom Saft der zuvor aufgeweichten Birnhutzeln eine schwarzbraune Farbe hat.

Der 28. Dezember gilt in manchen Gegenden als „Pfeffertag“. Vormittags ziehen die Kinder „pfeffernd“ durch die Straßen, ursprünglich von Haus zu Haus. Sie schlagen mit ihrer Pfefferrute die Frauen und Mädchen, bis sie ihnen den „Pfeffer“ geben, bestehend in Hutzelbrot, Springerle, Lebkuchen, Krapfen oder Äpfel. Auch die „Pfefferkuchen“, würzige Honig- und Lebkuchen, gehören in diesen Zusammenhang.⁸



Leckeres Weihnachtsgebäck.

Beschwichtigen und Vertreiben böser Geister

Advents- und Weihnachtszeit sind keineswegs immer nur eine kerzenbeschiedene Idylle gewesen. Als der Mensch noch stärker in der Natur verwurzelt lebte, wußte man mehr um die düstere, gefährvolle Seite dieser Jahreszeit. Es hieß: Die Himmlischen gehen jetzt unter den Irdischen um. In der Nacht lauert das Böse; Dämonen, Kobolde und Hexen treiben ihr Unwesen. Besonders die zwölf Nächte, die der Wintersonnenwende folgen, zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag (6. Januar), werden als eine Zeit der Toten- und Geisterumzüge gesehen. Während dieser Zeit ist es für den Menschen nicht ratsam, in der dunklen Nacht umherzugehen. Da fegt die „Wilde Jagd“ übers Land, Wodan mit seinem Troß. Die unheimliche Truppe heult mit dem Sturm um die Wette. Auch Berchta oder Frau Holle nimmt mit ihrer dämonischen Schar an der Hexenfahrt teil; wenn sie ihre Kissen schüttelt, schneit es.

Die umgehenden dunklen Mächte zu beschwichtigen und zu vertreiben, vor allem in den Zwölfnächten, während deren sie sich am stärksten regen, ist der Zweck mannigfaltigen Brauchtums. Am verbreitetsten ist bis heute das Silvesterschießen (31. Dezember). Mit Kanonenschlägen, Feuer- und Räucherwerk, Peitschenknallen, Schreien, Glockenläuten und anderem Lärm erwehrt man sich aller gefährlichen Dämonen.⁹

Vor allem gilt es, zur Zeit der Mittwintertage, wo das Dunkel seinen Höhepunkt erreicht, das Sehnen des Menschen nach Helligkeit und Wärme zu stillen und damit dem Licht wieder zum Durchbruch zu verhelfen. Auf die Mythenwelt des Nordens mit ihrem alljährlich wiederkehrenden Kampf zwischen guter und böser Jahreszeit, Sommer und Winter, Tag und Nacht, Licht und Finsternis, hat maßgeblich das dortige rauhe Klima eingewirkt, dazu die starken Eindrücke von Wald und Wind, Meer und Berg.

Erforschen der Zukunft

Auch die Ledigen wollen in dieser Festzeit ihre Freude haben. Eine der wichtigsten Fragen, namentlich der Mädchen, kann zu dieser Zeit gelöst werden. Man kann nämlich erfahren, ob und wen man heiratet. Dazu gibt es an zwei Tagen Gelegenheit. Der Andreastag (30. November) und der Thomastag (21. Dezember) sind Lostage. Einige Sprüchlein und geheimnisvolle Handlungen, am Abend oder um Mitternacht vollbracht, lassen den Zukünftigen erscheinen.

Häufig geübt ist das Bleigießen, das vor allem in der Silvesternacht (31. Dezember) beliebt ist, um die Zukunft zu erforschen. Man gießt flüssiges Blei in kaltes Wasser; die dabei entstehenden Bleifiguren deuten auf Stand oder Gewerbe des zukünftigen Bräutigams, z.B. ein Messer auf einen Metzger, eine Bretzel auf einen Bäcker, ein Pferd auf einen Kavalleristen usw. Aber auch andere Auskünfte über zukünftige Ereignisse wird die Phantasie den bleiernen Gebilden entnehmen.¹⁰

Die Heilige Nacht (24. Dezember) ist von besonderer Art. Man glaubt, daß um Mitternacht dem Vieh die Gabe der Sprache verliehen sei; es kann einem von der Zukunft berichten.

Heilbringende Handlungen und Wünsche

Einen alten Brauch stellt der Silvesterritt (31. Dezember) dar. Sein Ursprung liegt ebenfalls in der Vorstellung, daß in der Zeit der zwölf heiligen Nächte die Geister, gute und böse, freien Lauf haben. Durch allerlei Beschwörungen und bestimmtes Handeln kann der Einfluß böser Mächte zurückgedrängt und das Einwirken guter Kräfte befördert werden. In einer überwiegend landwirtschaftlich geprägten Gesellschaft gilt die erste Sorge neben dem Ernteertrag des neuen Jahres vorwiegend der Gesundheit des Viehs. Am Silvestermorgen reiten deshalb die ledigen Burschen und Männer mit ihren Pferden über die Markung oder in die umliegenden Dörfer, leisten ein Opfer in Naturalien, um sodann den Ritt mit einem Festmahl zu beschließen. In Westhausen hat der Ritt die ursprünglich außerhalb des Orts gelegene Silvesterkapelle zum Ziel, die 1626 anläßlich einer Viehseuche wieder erbaut wurde. Hier wird bereits christlicher Einfluß spürbar, der altes heidnisches Brauchtum auf den Viehheiligen Silvester, der nach der Legende einen Ochsen wieder lebendig machte, umgelenkt hat.

Die Zwölfnächte sind voller Segen. Besonders Neujahr (1. Januar) und der Dreikönigstag (6. Januar) sind Glückstage. Den Segen dieser Tage kann man sich auf verschiedene Weise für Mensch, Tier, Haus und Feld zu eigen machen. In diesen Zusammenhang gehört zunächst das Anwünschen eines guten neuen Jahres. Ursprünglich war es Brauch, daß Kinder oder arme Leute die Runde bei den Honoratioren des Dorfes (Pfarrer, Schultheiß, Lehrer) machten, um ihnen in formelhafter Rede das Neujahr anzusagen: „I wünsch uich a guat's nui's Johr, en gsonda Leib, da heilige Geist ond 's ewige Leba.“ Inzwischen ist das Neujahrswünschen allgemein üblich geworden.

Andere heute noch übliche Segnungen bilden ein eigenartiges Gemisch von mythisch-magischer Beschwörung und christlicher Sinngebung. An Winterjohanni (27. Dezember) wird der Johanniswein geweiht, dessen Genuß Gesundheit schenkt. Nicht nur Familienangehörige und Gäste, auch die Haustiere erhalten von diesem Trank. Am Dreikönigstag (6. Januar) wird Salz, Brot und Kreide geweiht. Mit einem Stück dieser Kreide schreibt der Bauer über Scheune und Stall „C + M + B“ sowie die Jahreszahl. Diese Formel schützt vor Blitzschlag und vor dem Treiben der Hexen. Es gibt mehrere Deutungsversuche dieser Buchstabenkette. Zum einen wird an die legendären Namen der Heiligen Drei Könige Caspar, Melchior und Balthasar gedacht, zum anderen, gleichfalls christlich zurechtgerückt, an die Segensworte „Christus mansionem benedicat“ (Christus segne dieses Haus). Erwähnt sei noch die Weihe des Dreikönigswassers, von dem jeder Hausgenosse „in den heiligsten drei Namen“ einen Schluck nimmt.



Caspar, Melchior und Balthasar schützen das Haus.

Neben heilbringenden Handlungen spielen während der Zwölfnächte auch bestimmte Unterlassungen eine wichtige Rolle. So darf man während dieser Zeit keine Stiefel schmieren, weder nähen noch waschen; man soll weder Wäsche aufhängen noch frische Wäsche anziehen, noch Nägel oder Haare schneiden, noch die Füße waschen, noch ein Zugtier an den Wagen spannen, noch dreschen, noch Mist führen; man soll auch keinen Handwerksmann ins Haus bestellen und schließlich keine Hülsenfrüchte essen, weil man sonst Hautausschläge bekommt.¹¹

Weihnachtsbaum

Ohne Weihnachtsbaum (oder Christbaum) ist das Weihnachtsfest heute nicht mehr vorstellbar. Auch die Anfänge des Christbaumes gehören zweifellos in den Vorstellungskreis der Zwölfnächte, welche die Zeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstag (6. Januar) umfassen. Daher kommt es, daß er am Heiligen Abend aufgestellt wird, das Neujahrsfest meist überdauert und man ihn erst am Dreikönigstage plündert.

Zu einer Reihe von Festbräuchen gehört das Aufrichten von Bäumen. Erinnert sei an die Mai- und Kirmesbäume. Gesundes Wachstum der Bäume bringt Glück und Segen. Wacholder, Eibe, Mistel, Fichte, Tanne oder Kiefer besaßen bei den Germanen zum Schutz von Häusern und Ställen geisterscheuchende Kräfte. Der Brauch, in der Weihnachtszeit Bäume aufzustellen, ist allerdings im Mittelalter abgegangen, vermutlich wegen der allseits beengten Wohnverhältnisse. Doch holte man sich um die weihnachtliche Zeit immergrüne Zweige, das pflanzliche Wintergrün, in die Wohnungen. Man traute ihm geheimnisvolle Kräfte zu; auch die Zweige sollten allen Zauber fernhalten und Gesundheit, Wachstum sowie Fruchtbarkeit in Haus, Stall und Feld sicherstellen.

In der Rute des Nikolaus bzw. des Knechtes Ruprecht ist von diesem Zauber noch etwas erhalten, vor allem aber in den Barbarazweigen. Man stellt am Barbaratag (4. Dezember) einen Kirschen-, Birken-, Linden-, auch Fliederzweig in ein Gefäß mit Wasser, um ihn bis zum Beginn der Zwölfnächte zum Blühen zu bringen und als Weihnachtsbaum aufzustellen.¹²

Mit der Entwicklung der Wohnkultur ging man erneut dazu über, ganze wintergrüne Bäume aufzustellen. Seit dem 16. Jahrhundert lebte dieser Brauch, aus dem sich der heutige Christbaum entwickelte, im oberrheinisch-elsässischen Gebiet wieder auf, zuerst an den Fürstenhöfen, bei den Adeligen, dann bei den Stadtpatriziern und lange danach bei der einfachen Bevölkerung.

Die erste Beschreibung eines weihnachtlich geschmückten Tannenbaumes findet sich in der Schilderung einer elsässischen Reise aus dem Jahre 1605: „Auf Weihnachten richtet man Tannenbäume zu Straßburg in den Stuben auf, daran hängt man Rosen aus vielfarbigem Papier geschnitten, Äpfel, Oblaten, Zischgold, Zucker usw.“¹³ Später

folgte noch die Kerze, die dann oft genug Zimmerbrände auslöste. Die Aristokratie hatte in Deutschland schon im 17./18. Jahrhundert Weihnachten mit einem Baum gefeiert. Goethe erwähnt einen Weihnachtsbaum in einem Gedicht auf die Weihnachtsfeier am Hofe von Sachsen-Weimar. Außerdem machte der Dichturfürst den mit Lichtern geschmückten Baum durch seine Beschreibung in „Werthers Leiden“ bekannt. Allgemein durchgesetzt hat sich der Christbaum erst im 19. Jahrhundert, vor allem im Krieg von 1870/71. Damals ließ ihn der Adel in den Lazaretten und Notunterkünften aufrichten; dies förderte seine Verbreitung. 1892 brachte die „Gartenlaube“ ein Bild von zwei Frauen, die einen Weihnachtsbaum schmücken.

Bestand der Christbaumschmuck zu Großmutters Zeiten außer den Kerzen noch aus Äpfeln, Nüssen, Lebkuchen und allerlei Leckereien, so verwendet man inzwischen vorwiegend farbige Glaskugeln, in denen das Licht der Kerzen geheimnisvoll schimmert. Die heutigen bunten Kugeln sind aber nichts anderes als die alten Äpfel.

Auf öffentlichen Plätzen wurden die ersten Weihnachtsbäume nicht im alten Europa aufgestellt, sondern 1891 auf Veranlassung des damaligen US-Präsidenten vor dem Weißen Haus in Washington.

Glaube und Aberglaube

Allen Bräuchen, die bisher dargestellt wurden, ist ihr Ursprung im heidnisch-vorchristlichen Denken des Nordens noch deutlich anzumerken, auch wenn manches Brauchtum schon mit christlichen Elementen vermengt erscheint. Man muß sich allerdings davor hüten, solche „heidnisch“ anmutenden Phänomene, die der Naturbeobachtung alter Völker entspringen, kurzerhand als Aberglaube abzutun. Sie entsprachen dem Volksglauben und dieser drückt aus, was das Volk zumal in bezug auf die außer- und übernatürliche Welt für wahr hält. Die Problematik und wissenschaftliche Unhaltbarkeit des Begriffes Aberglaube hat schon Goethe dargetan und kurz gefaßt: „Praktisch genommen lassen sich Glaube und Aberglaube nicht unterscheiden. Beim Glauben kommt alles darauf an, daß man glaube; was man glaube, ist völlig gleichgültig. Mit dem Wissen ist es gerade das Gegenteil; es kommt gar nicht darauf an, daß man wisse, sondern was man wisse, wie gut und wieviel man wisse.“¹⁴

Bei der Christianisierung, insbesondere Nordeuropas, trafen die Missionare auf ein üppiges mythisch-religiöses Ideen- und Formengut. Aus dem Anspruch der Alleingültigkeit der Kirchenlehre mußte ihnen der vorgefundene Volksglaube als Teufelswerk gelten. Doch es erwies sich als unmöglich, diesen Glauben auszumerzen; zutiefst wurzelte er in der Volksseele. Das Äußerste, was damals erreichbar scheinen konnte, war, die heidnischen Formen im christlichen Sinne ideell zu überlagern und inhaltlich umzudeuten. So wurde im Laufe der Zeit, um nur ganz wenige Beispiele unseres adventlichen und weihnachtlichen Brauchtums zu zitieren, der Pelz- und Schellenmärte



„Stille Nacht, heilige Nacht.“

zum hl. Bischof Nikolaus. Aus dem glückbringenden pflanzlichen Wintergrün, das allen Zauber fernhalten sollte, entwickelte sich der Weihnachtsbaum. In der nächtlichen, gabenspendenden Gestalt erkannte man das Christkind. Das geisterscheuende Silvesterschießen wurde zum prunkvollen Feuerwerk zur Begrüßung des neuen Jahres, und alle magischen Beschwörungen wurden zu kirchlichen Segnungen umfunktioniert.

Der Ursprung des Weihnachtsfestes

Das zentrale Ereignis aber, die Julfeier zur Wintersonnenwende, hatte bereits in spät-römischer Zeit im gesamten Mittelmeerraum ihre Parallele gefunden. Unter orientali-

schem Einfluß war der persische Mithraskult in den Westen vorgestoßen und hatte weite Bereiche des römischen Weltreiches geistig erobert. Von Indien bis Britannien, vom Schwarzen Meer bis Spanien reichte sein triumphaler Siegeszug. Seine größte Anhängerschaft fand er im römischen Militär. Heroische Lebensauffassung, heldische Ideale und tatkräftige Moralauffassung ließen ihn zur beliebten Soldatenreligion werden. Der Mithraskult verbreitete sich über alle Provinzen und profitierte von einem allgemeinen Zerfall des altrömischen Polytheismus. Im Unterschied zu den alten Religionen, die sich auf eine in der Vergangenheit abgeschlossene oder erfüllte Offenbarung beziehen, hielt die Mithrasreligion bis zu ihrem Untergang an ihrem messianischen Zukunftsglauben fest. Sie gehört in die Reihe jener Adventsmysterien, die auf die Ankunft eines göttlichen Erlöserwesens warteten und sein Kommen vorbereiteten.

Es entsprach der seelischen Situation der beginnenden römischen Kaiserzeit, daß an allen möglichen Orten Weissagungen und Offenbarungen auftauchten, die auf das Kommen eines Gottes deuteten. Ein geheimnisvolles Ahnen und Raunen zog durch die damaligen Menschen, die halb in Hoffnung, halb in Furcht auf die Stunde eines neuen Weltzeitalters warteten. Man ersehnte den Aufgang einer neuen Zeit, die mit dem Welterlöser anheben würde, aber man bangte zugleich vor den Erschütterungen und Katastrophen, die der Untergang des Alten mit sich bringen mußte. Eine Art Weltgerichtsstimmung waltete in den Köpfen der meisten Menschen. Aus den Weissagungen der Sibyllinischen Bücher glaubte man entnehmen zu müssen, daß Rom dem Untergang geweiht war. Die alten religiösen Bindungen waren fast überall in Auflösung begriffen. Die vom römischen Staat angeordneten öffentlichen Kulteinrichtungen konnten die Gemüter nicht mehr befriedigen. Die Gebildeten hatten sich längst eine Art Religionsersatz geschaffen oder waren einem aufklärerischen Zynismus verfallen. Die große Menge bedurfte eines Kultes, der ihr wirkliche Kraft vermittelte. Der offizielle römische Staatskultus, zumal der Cäsarenkult, ließ die Menschen kalt. Angesichts der maßlosen Veräußerlichung der Kultur ging ein Zug nach Innerlichkeit durch die Zeit. Man suchte sittliche Erneuerung, das Heil der Seele und Wiedergeburt. Man wollte Trost und Kraft auf die Frage nach dem Schicksal der Seele jenseits der Todeschwelle. Alles dies glaubte man in den Verkündigungen und Kultfeiern der Mysterien zu finden. Der riesige Zulauf, den einzelne, vorwiegend im Vorderen Orient entsprungene Mysterienströmungen hatten, beruhte zum großen Teil auf der Eschatologie und Prophetie ihres Kultes und ihrer Lehre, die von Adventserwartung bestimmt war. In höchstem Maße galt das für die Mithrasmysterien. Sie waren die Hauptträger der messianischen Bewegung jener Zeit. Ihre Weissagungen auf den erwarteten Weltheiland waren von besonderer Eindringlichkeit und Kraft. Im 3. Jahrhundert n. Chr. stand der Mithraskult kurz davor, zur Staatsreligion der Alten Welt zu werden. Nach dem Glauben dieser Religion, die auf dem Gegensatz von Licht- und Finsternismächten beruht, kommt Mithras auf die Erde als eine Lichtgeburt im Dunkel der

Welt. Das wichtigste Ereignis im Leben des Mithras ist sein Kampf mit dem Stier. Dieses Geschehen ist kosmisch zu verstehen. Ein gewaltiger Himmelsstier erscheint, um die Erde zu verwüsten. Mithras fällt die Aufgabe zu, ihn zu überwinden und zu töten. Mit dieser Erlösungstat überwindet er das Böse; der unbesiegbare Sonnengott tritt seine Herrschaft an.

Die Mithrasmysterien hoben die markanten Einschnitte des Jahreskreislaufs, die Sonnenwendepunkte und Tagundnachtgleichen durch besondere Feiern hervor. Am



Mithrasrelief aus Osterburken. Kopie im Limesmuseum Aalen.

25. Dezember, zur Zeit der Wintersonnenwende, wurde das Hauptfest des Jahres begangen: die Geburt des Lichtgottes Mithras. Die Wiedergeburt der Sonne war das kosmische Zeichen, das dem Eingeweihten das Erscheinen des Gottes auf Erden und zugleich die Geburt des Lichtes in der eigenen Seele verkündete.

Unter Kaiser Konstantin I., den die alte Kirche nicht ohne Grund den Großen nannte, wurde das Christentum den antiken Religionen gleichgestellt; das Katakombendasein hatte sein Ende gefunden. Trotz kurzzeitiger Verfolgungen und Rückschläge konnte sich die christliche Lehre seit dem 4. Jahrhundert in Europa durchsetzen. Kaiser Theodosius der Große erhob 391 das Christentum zur Staatsreligion des römischen Weltreiches und erklärte die anderen Kulte für verboten; Häresie galt von nun an als Staatsverbrechen. Schon Konstantin, der sein Leben lang dem Mithraskult huldigte und sich erst auf dem Totenbette christlich taufen ließ, hatte auf die christliche Karte gesetzt. Langfristig erschien ihm das Schwert des Christentums für die weltumspannenden Ziele der römischen Politik als die wirksamere Waffe. Diese Taktik besiegelte gleichzeitig den Untergang der Mithrasmysterien; sie wurden in der Folge verboten und ausgerottet. Das Christentum konnte dagegen eine große Chance nutzen, hat mit Konstantin allerdings seine Macht auf Gedeih und Verderb an die Macht des Staates gekettet.

Unter der Gunst solcher Regentschaft begann sich die Kirche zu etablieren. Im Zuge der Verdrängung der heidnischen Kulte war es jetzt nur noch ein kleiner Schritt, auf den Tag der Mithrasgeburt, den 25. Dezember, die Geburt Jesu, „des wahren Mithras“, wie ihn die Christen sahen, zu verpflanzen. Das christliche Weihnachtsfest war entstanden. Mit der Wintersonnenwende wurde damit – von der christlichen Tradition her gesehen – für die Geburt Jesu ein völlig willkürliches Datum gewählt; denn es gibt keinen biblischen Datierungshinweis für Tag und Jahreszeit dieses Ereignisses. Das neue christliche Fest ergriff geistigen Besitz von einem der ältesten heidnischen Festtermine, der vielen Völkern unterschiedlichster Religionen und Rassen seit Jahrhunderten eigen war. In erster Linie sollte es den orientalischen Mithraskult, bald auch das nordische Julfest verdrängen. Damals wie später wurden hartnäckige heidnische Festgebräuche durch unmittelbare Christianisierung besiegt und zum Schweigen gebracht. Dies erforderte allerdings viel Zeit und Geduld. Aus einem Brief des hl. Bonifatius, des Apostels der Deutschen, an Papst Zacharias aus dem Jahre 742 geht hervor, die heidnischen Germanen hätten bei ihren hohen Festen Tag und Nacht gebechert, Bier und Wein getrunken. Der Missionar führt auch Klage darüber, daß sich die Alamannen, Bayern und Franken das unsittliche Feiern nicht verbieten ließen, solange selbst in Rom um den Petersdom herum der Jahreswechsel durch nächtliches Treiben nach heidnischer Sitte gefeiert werde.

In den Ländern des Nordens versuchte die Kirche, den bodenständigen Volksglauben auf das von ihr bestimmte Zentralereignis zu ziehen, indem sie zwar bestimmte alte Bräuche duldete, diese aber auf die Zeit der Zwölfnächte zu beschränken und mit

christlichen Inhalten zu erfüllen suchte. Dieses Bemühen ist nur unvollständig gelungen. Es kam vielmehr zu einer eigenartigen Verschmelzung der heidnischen Winterkulte mit der christlichen Ideenwelt. Noch heute „geistern“ in der Weihnachtszeit Figuren und Formen herum, die aus dem christlichen Glauben heraus nicht erklärbar sind. Dabei steht heute im kirchlich-liturgischen Gebrauch das christliche Gedanken- gut durchaus im Vordergrund. Doch die private Begehung der Festtage in den Familien enthüllt einen nach wie vor starken Untergrund von außerchristlichem Glauben und Brauch.

Gemessen an den zählbaren Äußerungen des volkstümlichen Brauchtums hatte sich die Idee des christlichen Weihnachtsfestes nur mühsam durchgesetzt. Die frühe Kirche feierte die Geburt Jesu noch nicht. Sie feierte bis ins 4. Jahrhundert nur den 6. Januar, welcher ursprünglich der Jordantaufe galt. An diesem Tag begingen die ersten Christen das Erscheinungsfest; es sollte an den Beginn des öffentlichen Auftretens Jesu erinnern, wie es die Evangelien berichten. Als im 2. Jahrhundert vereinzelt Bestrebungen aufkamen, die Geburt Jesu zu berechnen, wurden diese als Übereifer verworfen. Die Feier dieses Tages hatte noch der Kirchenvater Origenes im 3. Jahrhundert als Unrecht bezeichnet und verspottet. Der hl. Augustinus schrieb gar, der Geburtstag Jesu sei kein Kirchenfest, nur ein Erinnerungsdatum. Während das Volk heutzutage Weihnachten als das höchste Fest des Jahres überhaupt empfindet, als ein Fest der Familie, des Friedens und der Freude, steht dem die kirchliche Tradition aller Konfessionen entgegen. Dem frühen Christentum galten Abendmahl, Passion und Auferstehung als die zentralen Liturgien. Für die katholische und alle orthodoxen Kirchen ist nach altchristlichem Erbe Ostern, für die Protestanten der Karfreitag das höchste Fest des Kirchenjahres geblieben.

Auch läßt das deutsche Wort „Weihnachten“ keinen Bezug zum christlichen Inhalt des Festes erkennen, im Gegensatz zum englischen „Christmas“ (Christmesse), zum französischen „Noël“ und zum italienischen „Natale“ (dies natalis = Geburtstag des Herrn). Noch um 1170 sprach der mittelhochdeutsche Spruchdichter Spervogel von den „geweihten Nächten“, worin zumindest verbal die Tradition der heidnischen Zwölfnächte weiterlebt, und erst seit dem 14. Jahrhundert wurde die Weihnachtsfeier überhaupt populär.

Die christliche Lehre hat sich also mit dem antiken Sonnenkult auseinandergesetzt und dessen zentralem Lichtfest unter den veränderten Vorzeichen einen neuen Inhalt gegeben. Vor seinem Übertritt zum Christentum war Kaiser Konstantin ein Verehrer des Sonnengottes. Er hatte im Jahre 312 den Tag der Sonne, den Sonntag, als Gerichtstag erklärt, und er hat später diesen Tag begrifflich auch christianisiert. Daraus wurde der „dies dominicus“, der Tag des Herrn. Auf diese Weise betonte die Kirche ihr eigenes übernatürliches Sonnenmysterium: Sol novus - Sol invictus Christus (Die neue Sonne - Der unbesiegbare Sonnengott Christus).¹⁵

Lichtfeiern

Die heidnischen Lichtkulte machte sich die christliche Liturgie bevorzugt zu eigen. Gerade im Mithraskult spielte das Licht eine zentrale Rolle. Seine Mysterien wurden in unterirdischen, fensterlosen Räumen begangen, die durch unzählige Öllämpchen erhellt wurden. Die Lichtintensität nahm zum Großen Kultbild hin zu, vor dem noch eine Ampel, ein „ewiges Licht“, brannte. Daneben gab es „brennende“ Altäre, die von innen her durch Lichtquellen erleuchtet waren. Auch Lichterprozessionen fanden in den Mithräen statt, bei denen die Mysten lange brennende Kerzen trugen. Den Höhepunkt bei den Hauptfeiern am 25. Dezember zur Geburt des Lichtgottes, allerdings nur den höchsten Eingeweihten vorbehalten, bildete die „Schau der Sonne um Mitternacht“. Dies war freilich nur eine innere Schau, ein mystisches Erlebnis. Daß man jenseits des nördlichen Polarkreises tatsächlich, wenn auch im Sommer, die Mitternachts-sonne real beobachten kann, blieb den Völkern der Mittelmeerwelt unbekannt.

Wie in der heidnischen Vorstellung spielte auch im christlichen Glauben, in Kult und Brauchtum, das Erscheinen des Lichtes in der Dunkelheit eine bedeutsame Rolle. Licht ist Symbol des Lebens und der Übernatur, es vertreibt Finsternis und Teufelsmacht. Jesus sagt: „Ich bin das Licht der Welt“ (Joh. 8,12). Wir kennen viele christliche Lichtfeiern innerhalb des weihnachtlichen Festkreises.

Schon am Allerseelentag (2. November) werden brennende Kerzen auf die Gräber gestellt, um das jenseitige Licht und den Glauben an die Auferstehung der Toten bewußt zu machen. Gleichsam als Vorbote aller folgenden Lichtkulte sind die vor allem bei Kindern beliebten Laternenumzüge mit ausgehöhlten Rüben oder Papierlampions an Martini (11. November) zu werten. Sie sind der Rest der alten Martinsfeuer, die noch heidnische Elemente in sich bergen, inzwischen aber die stimmungsvolle Kulisse für die szenische Darstellung der Legende von der Mantelteilung des hl. Martinus bilden.¹⁶

In der adventlichen und weihnachtlichen Zeit werden Gottesdienste zu außergewöhnlichen Zeiten bei Kerzenlicht gefeiert. Hier sind vor allem während des Advents die „Roratessen“ in der Morgenfrühe zu nennen. Die wichtigste Lichtfeier findet indessen in der Heiligen Nacht (24. Dezember), früher noch vielfach um Mitternacht, statt, „Christmette“ oder auch „Engelamt“ genannt. Auch die Bescherung am Heiligen Abend in den Familien wird als Lichtfeier im Schein der Kerzen gefeiert. Nach der Vorstellung des Volkes wird das Christkind als Gabenbringer von hellen Gestalten (Engeln) begleitet; sie sind von Licht umflutet. Ihren Abschluß findet die Weihnachtszeit an Mariä Lichtmeß (2. Februar) ebenfalls mit einem Lichtfest; es wird mit Kerzenweihe und Lichterprozession begangen. Das Fest eröffnet bereits den ersten Ausblick auf den Frühling. Im Volk heißt es dann „Lichtmeß, bei Tag eß“; dieser Spruch spielt darauf an, daß vor Frühlingsanfang die Tage wieder länger werden und die Natur zu neuem Leben erwacht.

Soweit im kirchlichen Gebrauch Kerzenlicht eine Rolle spielt, hängt das zum Teil auch damit zusammen, daß in der Frühzeit des Christentums die Gottesdienste im Verborgenen (z.B. in den Katakomben) oder zur nächtlichen Stunde abgehalten wurden. Kerzen dienten dabei der Beleuchtung. Freilich erklärt diese pragmatische Sicht des Lichtes noch lange nicht, daß Kerzenschimmer in der Dunkelheit ein Faszinosum auf den Menschen ausstrahlt. Bei Feiern am hellichten Tag müßten Kerzen funktionslos erscheinen. Wenn sie sich dennoch im christlichen Kult erhalten haben, beweist das nur, wie stark die heidnischen Winterkulte die liturgischen Ausformungen der Kirche geprägt haben.

Advent

Advent ist die kirchliche Vorbereitungszeit auf die Ankunft (lat. *adventus*) des Erlösers. Die vier Adventssonntage sollen im Sinne einer Steigerung und Vertiefung stufenweise auf das Weihnachtsfest hinführen. Unter dem Einfluß der Kirche entwickelte sich der Advent von einer allgemeinen Rüstzeit zu einer Buß- und Fastenzeit mit strengen Vorschriften wie Heirats- und Tanzverboten.

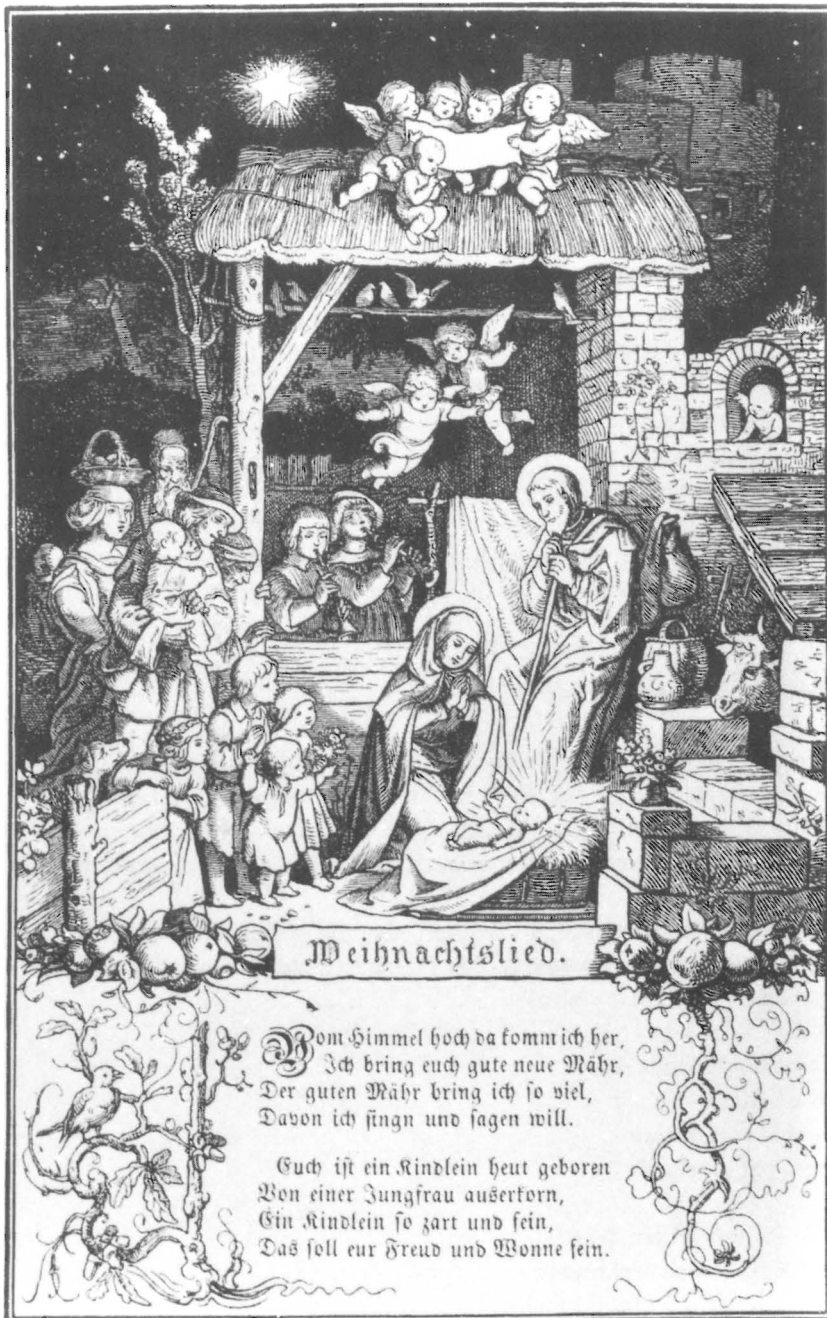
In dieser stillen Zeit, mit der auch das Kirchenjahr beginnt, ist Einfachheit gefordert. Die kirchlichen Liturgieformen sind betont zurückhaltend, die Kirchenfarbe ist violett als Zeichen der Buße und Umkehr. Dennoch verbleibt während der Adventszeit kirchliches und weltliches Brauchtum auf das engste verbunden. Gerade im Advent wirkt die germanische Mittwinterzeit mit ihrem Brauchtum stark nach.¹⁷

Advents-, Weihnachts- und Dreikönigsspiele

Ausgesprochen christlichen Charakter tragen die Volksschauspiele und szenischen Darstellungen, bei denen biblisches Geschehen sichtbar und plastisch vor Augen geführt wird. Beliebt ist das Herbergsuchen im Advent, wo in Texten und Liedern Maria und Josef in Zwiesprache mit dem unbarmherzigen Wirt treten. In teils umfangreichen Krippenspielen werden die Geschehnisse um Christi Geburt entsprechend den biblischen Berichten sinnfällig dargestellt. Am Erscheinungsfest (6. Januar) ziehen Kinder oder auch Erwachsene als Heilige Drei Könige verkleidet durch die Straßen oder von Haus zu Haus und erbitten durch gesungene Verse Gaben. Meist tragen sie einen Stern aus Flittergoldpapier an einer Stange mit sich (Sternsingen), und der Mohr darf in ihrer Runde nie fehlen.¹⁸



Die Heiligen Drei Könige. Zeichnung von Ludwig Richter, 1845.



„Vom Himmel hoch da komm ich her.“ Zeichnung von Ludwig Richter, 1855.

Krippe

Die älteste urkundlich belegte Krippe ist die des hl. Franziskus von Assisi bei Greccia (1223). Der Ursprung der volkstümlichen deutschen Krippendarstellung ist einerseits in Mysterienspielen des Mittelalters, andererseits in den spätgotischen Weihnachtssaltären zu suchen, die sich ebenfalls von solchen Spielen ableiten lassen. Weihnachtskrippen werden hauptsächlich in katholischen Familien zum Feste aufgestellt. Oft stellen die Krippen wahre Kunstwerke dar und vererben sich innerhalb der Generationen. Im Mittelpunkt steht die Heilige Familie mit Ochs und Esel. Vor ihr spielen sich die Szenen der Anbetung durch die Hirten und die Könige ab. Der Ort des Geschehens ist meist ein Stall, eine Ruine oder eine Höhle. Im Hintergrund thront auf einem Berge die Stadt Bethlehem in phantastischer orientalischer oder in heimischer Bauweise. Die Figuren sind meist holzgeschnitzt, seltener in Ton, bei kostbaren Krippen werden sie sogar bekleidet.

Die einzelnen Szenen werden an verschiedenen Tagen aufgestellt: am Heiligen Abend (24. Dezember) die Heilige Familie und die Hirten mit ihren Schafen, am Erscheinungsfest (6. Januar) die Heiligen Drei Könige, oft mit Kamelen oder Elefanten. An Mariä Lichtmeß (2. Februar) wird die Krippe abgeräumt.¹⁹

Advents- und Weihnachtslieder

Das Liedgut um Advent und Weihnachten ist dem Volke von Jugend auf vertraut. Zu den ältesten Melodien gehört das „Rorate coeli desuper et nubes pluant iustum“ (Tauet, ihr Himmel, von oben und regnet, ihr Wolken, den Gerechten), womit die adventlichen Roratemessen der römischen Kirche beginnen und wonach sie auch benannt sind.²⁰

Ein mehr in der protestantischen Tradition lebendig gebliebener Brauch ist das Quempassingen oder kurz: der Quempas. Der Name ist abgeleitet von den ersten Silben des lateinischen Weihnachtshymnus:

„Quem pastores laudavere
Quibus angeli dixere
Absit vobis iam timere
Natus est rex gloriae.“

(Den die Hirten lobten sehre
Und die Engel noch viel mehr,
Fürcht' euch fürbaß nimmermehr,
Euch ist geboren ein König in Ehr'.)



Barocke Weihnachtskrippe aus St. Ulrich und Afra in Augsburg.

Am Weihnachtstag, um 5 Uhr in der Frühe, versammelt sich die Gemeinde mit brennenden Lichtern. Dann werden die alten Weisen angestimmt, wobei die ganze Gemeinde und die Jugend im Gesange abwechseln.²¹

Durch die Reformation, die das deutsche Kirchenlied überhaupt brachte, wurde das adventliche und weihnachtliche Liedgut stark vermehrt. Erinnert sei nur an den mächtigen Lutherchoral „Vom Himmel hoch da komm ich her“. Dazu traten später, vor allem im 19. Jahrhundert, volksliedhafte Gesänge, die inzwischen zum Teil weltweite Verbreitung gefunden haben, wie das bekannte „Stille Nacht, heilige Nacht“. Dieses Lied erklang erstmals während der Christmette des Jahres 1818 in Oberndorf bei Salzburg. Da die Orgel der Dorfkirche damals durch ein Hochwasser in Mitleidenschaft

gezogen war, sangen der Dichter und der Komponist, der Oberndorfer Hilfspriester Joseph Mohr und der im benachbarten Arnsdorf wirkende Lehrer und Organist Franz Gruber das Lied zur Gitarrenbegleitung. Erst bei der Wiederholung der Schlußzeile fiel der kleine Kirchenchor mit in den Gesang ein. Das Lied ist sehr rasch populär geworden. Bereits 1873 war es als „Choral of Salzburg“ in Amerika bekannt, Ende des Jahrhunderts auch in Schweden, England und Indien. Heute verkörpert die Melodie „Stille Nacht, heilige Nacht“ das Weihnachtslied schlechthin.²²

Weihnachtspyramide

Seit dem Zuzug der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen ist hier auch die Weihnachtspyramide bekannt geworden, die vor allem im Osten, aber auch im Norden Deutschlands teilweise die Stelle des Weihnachtsbaumes vertritt. Die Weihnachtspyramide hat ihren Ursprung in der Lichterkrone, die zum Aufhängen an der Decke bestimmt ist. Wohl mit der Einführung der Stuckdecke im 18. Jahrhundert, die das Einschlagen von Nägeln nicht mehr vertrug, hing es zusammen, daß man zu aufstellbaren Pyramiden überging. Diese bestehen als Holzgestelle, die, mit Buntpapier oder immergrünen Zweigen bekleidet sowie mit Kerzen und Schmuck versehen, am Heiligen Abend aufgestellt werden. Am bekanntesten sind die Weihnachtspyramiden aus dem Erz- und Riesengebirge geworden. Sie sind ohne Wintergrün, dafür reich in Holz geschnitzt und mit Figuren in mehreren Stockwerken besetzt. Oben befindet sich meist ein Windrad, das sich zusammen mit den Figurengruppen nach dem Entzünden der Kerzen zu drehen beginnt.²³

Adventskranz

Zu den jüngsten Bräuchen zählt der Adventskranz. Er wird aus Tannen- oder Fichtenzweigen gebunden und mit vier Kerzen geschmückt, von denen an jedem Adventssonntag eine mehr entzündet wird. Der Brauch geht auf den evangelischen Theologen Johann Hinrich Wichern zurück, der in seiner 1833 in Hamburg gegründeten Erziehungsanstalt an jedem Adventssonntag eine Andacht mit einem grünen Kranz hielt. Von Norddeutschland aus hat sich der Adventskranz hauptsächlich nach dem Ersten Weltkrieg im ganzen deutschen Sprachgebiet verbreitet.

Verflachung und Kommerzialisierung der Bräuche

Bräuche sind grundsätzlich äußerst zählebige Ausdrucksformen. Das beweist nicht zuletzt ihr teilweise hohes Alter. Dennoch gab es immer wieder Zeiten und Strömun-

gen, die manchem Brauchtum gegenüber feindlich begegneten oder aber bestimmte Formen überbetonten.

Die Wurzeln der Advents- und Weihnachtsbräuche reichen allesamt in die Tiefen mythisch-mystischer Glaubensvorstellungen hinab und sind ideengeschichtlich hauptsächlich aus der Naturerfahrung unserer nordischen Vorfahren zu erklären. Eine erste schwere Erschütterung des überkommenen Brauchtums bewirkte die Christianisierung unserer Landschaften. Religiöse Eiferer der christlichen Mission nahmen den Kampf gegen das Heidentum auf. Damals wurden einzelne Bräuche von neuen Ideen überlagert, ihre Inhalte verfremdet und im christlichen Sinne umgedeutet. Später kämpfte auch die Reformation gegen bestimmte Formen des Brauchtums, weil sie darin heidnische Elemente erblickte (vgl. Fasnacht). In überwiegend evangelischen Gebieten haben sich daher manche Bräuche völlig verloren oder anders entwickelt. Auch Rationalismus und Aufklärung suchten mit ihrem Vernunftglauben einem unreflektierten Brauchtum entgegenzutreten. Als Beispiel sei der Ellwanger Fürstpropst Franz Georg Graf von Schönborn genannt, der 1747 in seiner Polizeiordnung verfügte: „Die Straf böser Wünsche soll im Turm mit Wasser und Brot oder auch in Arbeiten mit Schellen, auch in der Geige [Halsgeige] bestehen. Alle abergläubischen Handlungen, besonders das Segensprechen, Wurzelstechen, die sogenannten Passauer Zettel, das Christophelsgebet, das Kristallsehen, Kartenschlagen, Bleigießen und das sogenannte Losen sollen mit einer Geldstrafe bis zu 10 Gulden oder nach Umständen mit harter Leibesstraf geahndet werden.“²⁴

Durch die starke Bevölkerungsfuktuation seit der Industrialisierung und durch die großen Bevölkerungsbewegungen nach den beiden Weltkriegen kam es zu neuen und fremden Einflüssen in das bodenständige Brauchtum. Da sich Bräuche in verschiedenen Landschaften unterschiedlich ausgeformt haben, führt diese Mobilität innerhalb der Bevölkerung zu einer Vermischung ihrer Traditionen. Dies bezieht sich auf Inhalt und Form des Brauchtums wie auf die Benennung bestimmter Figuren (z.B. süddeutsch Nikolaus – norddeutsch Weihnachtsmann). Selbst die Eßgewohnheiten an bestimmten Festtagen werden davon berührt (z.B. neben die schwäbische Weihnachtsgans tritt zunehmend der in östlichen Gebieten beliebte Karpfen).

Gründlich wird das Brauchtum in unseren Tagen verändert. Religiös-christliche Wertvorstellungen, die sich in vielen Advents- und Weihnachtsbräuchen zeigen, verlieren als Folge einer fortschreitenden Säkularisierung immer mehr an Bedeutung. Werden aber Bräuche ihrer Inhalte beraubt, bleiben zunächst leere Formeln zurück. Durch Sinn- und Funktionsverlust müssen Bräuche allerdings nicht erlöschen; das beweist die Vielzahl der Bräuche, die auf mythisch-heidnisches Gedankengut zurückreichen und unter christlichen Vorzeichen eher gestärkt weiterlebten. Bräuche der Gegenwart, die ohne glaubensmäßige Begründung geübt werden, suchen sich neuen Sinn und lebendige Funktion. Sie unterliegen demselben sozialen Zwang und sind einem ähnlichen Normensystem verpflichtet wie es das Brauchtum in der Vergangenheit



„Spinnst Du? Wo soll ich denn den jetzt noch unterbringen?“

ebenso kannte. Die Advents- und Weihnachtsbräuche haben in den letzten Jahrzehnten im Umkreis der Familie an Bedeutung gewonnen (vgl. Weihnachtsbescherung), obwohl sie in ihren traditionellen Inhalten eine deutliche Umprägung erfahren haben. Eine bewußte Kommerzialisierung sowie eine organisierte Konsum- und Unterhaltungsindustrie hat durch ihre publikumswirksame Sinnstiftung auf die Traditions- und Brauchpflege erheblichen Einfluß genommen. Manch einer mag diese Entwicklung bedauern. Der kulturelle Pluralismus unserer Gesellschaft ermöglicht es indessen jedem einzelnen, auch Advents- und Weihnachtsbräuche so zu pflegen, daß sie sein Leben bereichern.

Anmerkungen:

- 1 Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Bd.4, Mannheim 1972, S. 643.
Karl Bohnenberger, Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg, Stuttgart 1961.
Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Stuttgart 1955, S. 789-791.
Paul Walther, Schwäbische Volkskunde, Heidelberg 1929/Frankfurt 1980, S. 130 ff.
Anton Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, Freiburg 1861.
- 2 Richard Beitzl, a.a.O., S. 505-510, 561-565.
Karl Bohnenberger, a.a.O., S. 27-29.
- 3 Karl Bohnenberger, a.a.O., S. 27.
- 4 Karl Bohnenberger, a.a.O., S. 29, 30.
Karlheinz Bauer, „Spitz auf Spitz – Arsch auf Arsch“, Altes Brauchtum aus Aalen, in: Aalener Jahrbuch 1990, S. 262.
- 5 Richard Beitzl, a.a.O., S. 487, 488, 868, 869.
Karl Bohnenberger, a.a.O., S. 33, 34.
- 6 Richard Beitzl, a.a.O., S. 506, 507.
Karl Bohnenberger, a.a.O., S. 27.
- 7 Richard Beitzl, a.a.O., S. 874.
- 8 Karl Bohnenberger, a.a.O., S. 32.
- 9 Desgl., S. 33.
- 10 Desgl., S. 30, 31.
- 11 Desgl., S. 32-35.
- 12 Desgl., S. 34.
- 13 Richard Beitzl, a.a.O., S. 873.
- 14 Desgl., S. 795, 796.
- 15 Desgl., S. 867 ff.
- 16 Desgl., S. 507, 508.
- 17 Desgl., S. 5-7.
- 18 Desgl., S. 6.
Karl Bohnenberger, a.a.O., S. 33.
- 19 Richard Beitzl, a.a.O., S. 442, 443.
- 20 Desgl., S. 6.
- 21 Desgl., S. 620, 621.
- 22 Hans Christoph Worbs (Hg.), Das große Buch vom deutschen Volkslied, Hannover o.J., S. 110.
- 23 Richard Beitzl, a.a.O., S. 875, 876.
- 24 Aalener Volkszeitung, 1911 Nr. 4.